Keir Smith wird krank [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **51 (1943)**

Heft 38

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-548557

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wenn man bedenkt, welch grosser Importmengen Griechenland vor dem Kriege bedurfte, dass ferner durch den Kampf und die nachherige Besetzung alle Reserven aufgebraucht, oder wo welche noch vorhanden waren, sie durch die staatlichen Organe nicht immer erfasst werden konnten, dass die Intensität der Landwirtschaft aus verschiedenen Gründen nachgelassen hatte und die verminderten Transportmöglichkeiten einen Ausgleich innerhalb des Landes sehr erschwerten, so wird man verstehen, dass durch die kanadische Zufuhr nur der grössten Not begegnet werden konnte, das Anhalten der Unterernährung aber nicht zu beseitigen war. Da ferner die Tuberkulose auch in normalen Zeiten stark verbreitet war, konnte es nicht ausbleiben, dass sie seit dem Eintritt des Landes in den Krieg auf unheimlich vermehrte Anfälligkeit stiess und weiterhin Fortschritte machen wird.

Um die immer noch herrschende Knappheit in der Ernährungslage zu veranschaulichen, genügt es, einige Vorkriegszahlen herbeizuziehen: Griechenland war in Friedenszeiten weitgehend vom Import abhängig. Die jährliche Einfuhr an Getreide betrug durchschnittlich 540'000 Tonnen, diejenige anderer Lebensmittel rund 400'000 Tonnen, wovon die grösste Mengen auf Schlachtvieh und Zucker entfielen (260'000 und 70'000 Tonnen).

Das kanadische Hilfswerk vermag im Jahr nur 180'000 Tonnen Getreide und 30'000—36'000 Tonnen Trockengemüse herbeizuschaffen. Der Fehlbetrag bleibt immer noch erschreckend gross, wenn man bedenkt, dass auch die einheimische Ernte in den Kriegsjahren einen Ausfall aufgewiesen hat. Die Landesernte in Getreide ergab früher durchschnittlich 800'000 Tonnen (Makedonien und Thrakien eingeschlossen), diejenige von 1942 wurde (östliches Makedonien und Thrakien ausgenommen) nur auf 350'000 Tonnen geschätzt. Dazu gesellte sich ein empfindlicher Rückschlag in der Verfügbarkeit von Olivenöl. Den Gründen nachzugehen, ist hier nicht der Ort. Auch eine genügende Kartoffelversorgung mangelte, da vielerorts das Saatgut im Winter 1941/1942 gegessen worden war, ein folgenschwerer Eingriff, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in normalen Zeiten eine zweimalige Kartoffelernte im Jahre eingebracht wurde. Durch ein Austausch-Verfahren zu günstigen Bedingungen für die Bauern (Weizen gegen Kartoffeln) ist es uns wenigstens gelungen, die Provinzen Attika und Euböa mit Saatkartoffeln zu versehen. Eine spürbare Erleichterung brachten auch die mehrmaligen Lieferungen der Okkupationsmächte (Kartoffeln und Zucker) und Rumäniens Trockengemüse); Mengenangaben hiefür waren nicht erhältlich.

Die Achsenmächte haben uns auch bereitwilligst durch Gewährung von Vorschüssen unterstützt, jedesmal, wenn unsere Vorräte nicht ausreichten oder vorübergehende Transportschwierigkeiten eintraten.

Den Umkreis derer, die an unsern Verteilungen teilhaben durften, abzustecken, war eine verantwortungsvolle und langwierige Aufgabe. Schon die alte Kommission hatte hiefür wertvolle Vorarbeiten geleistet. Es wurde nach zwei Prinzipien vorgegangen: In Athen und Saloniki (zusammen rund 1,5 Millionen Einwohner) erhielt jedermann Anteil. Die regelmässige Versorgung der Großstadt-Bevölkerung musste so rasch wie möglich in Gang gebracht werden. In kleineren Städten und auf dem offenen Lande wurden die Selbstversorger, ferner Gewerbetreibende, die vorwiegend für die Bauern arbeiteten und so leicht zu Naturalbezügen gelangen konnten, und schliesslich reiche Leute, die die Preise des freien Marktes zu zahlen in der Lage waren, ausgeschlossen. Durch diese Ausscheidungen reduzierte sich die Gesamtzahl der Bezüger auf rund 3,3 Millionen, bei einer Totalbevölkerung von zirka 6 Millionen.

Bei dem unentwickelten Stand der national-ökonomischen Statistik war es ausserordentlich schwer, eine einigermassen sichere Basis zu finden. Schon die genaue Einwohnerzahl einer Ortschaft zu erfahren, war in den meisten Fällen unmöglich. Der Krieg und seine Folgen hatten allerdings die Unsicherheit noch erhöht, denn schon die Flüchtlinge aus den von den Bulgaren besetzten Gebieten (Thrakien und östliches Makedonien) bildeten ein unkontrollierbares Kontingent. Auch die Unberechenbarkeiten der Okkupation erzeugten manche Verschiebung, und schliesslich verstärkte die materielle Not den Zufluss in die Städte, weil dort eher auf organisierte Unterstützung zu rechnen war.

Die umfangreichen Ermittlungen wurden auf verschiedenen Wegen vorgenommen: In den getreidereichen Gegenden hatte der Staat nach der Ernte 1942 bedeutende Mengen Zerealien gesammelt und eingelagert; wir erhielten hierüber genaue Aufschlüsse und konnten daraus berechnen, für wieviele Monate der Bedarf der Nichtproduzenten einer solchen Gegend von Staates wegen zu decken war. Als unentbehrliche Berater standen uns die orthodoxen Bischöfe zur Seite. Ihre Sprengel sind verhältnismässig kleinräumig, so dass die geistlichen Herren zuverlässige Ortskenntnisse besitzen. Zudem bringt ihnen das Volk in der Zeit schwerer Not gesteigertes Vertrauen entgegen und macht sie wohl mehr als in glücklichen Tagen zu Kennern jeglicher Drangsal. In 1600 Ortschaften waren — zum Teil schon von der alten Kommission — aus Vertrauensleuten kleine Komitees gebildet worden. Die Verbindung mit ihnen wurde so nachhaltig und unmittelbar wie möglich gepflegt. Bei der sehr langsam arbeitenden Post hing das meiste vom persönlichen Kontakt ab; die Vertreter dieser Komitees meldeten sich unaufhörlich in unsern Bureaux in Athen. Zahlreiche eigene Inspektionsfahrten in die Provinz und solche anderer neutraler Delegierten brachten wertvolle Ergänzungen. Nur mittels dieses weitgespannten Erkundungsapparates war es möglich, den von der alten Kommission entworfenen Verteilungsplan fortlaufend zu überprüfen, zu verbessern und auszuweiten.

Die militärische Lage brachte es mit sich, dass wir nicht alle Gegenden erreichen konnten, denen Hilfe bitter not getan hätte. Unübersteigbare Hindernisse legten sich der Versorgung zahlreicher Inseln in den Weg. Es gelang nur, Salamis, Aegina, Euböa und Skyros vom Piräus aus, Kreta, Samos, Chios, Mytilene und Lemnos durch Abzweigung schwedischer Schiffe vom Convoi her zu verpflegen.

Die Lebensmittelabgabe unterteilte sich zunächst in der Weise, dass eine Brotportion — oder die entsprechende Menge Weizenmehl — und die Grundlage für eine einfache tägliche Mahlzeit verabfolgt wurden. Die Brotportion selbst war nach Hauptstadt und Provinz abgestuft.

In der Hauptstadt (zirka 1,3 Millionen Einwohner) betrug die tägliche Brotportion zunächst 190 g, vom 1. Januar 1943 bis in den Frühling hinein 220 g. (Im Verlaufe des Frühjahrs konnte allerdings diese Höhe nicht eingehalten werden, da eines der schwedischen

Feuilleton

Keir Smith wird krank

3

Keir Smith kehrt heim und findet seine Stelle von einem andern Vorarbeiter besetzt; er wird arbeitslos.

Keir stand mit Schlange vor dem Arbeitsamt, und Sybille ging weiter auf Arbeit. Für Keir war es eine neue Erfahrung, müssig in einer schäbigen Gegend inmitten schäbiger Leute herumzustehen, für die diese Welt keinen Platz bot. Er gehörte nicht zu diesen Menschen. Er war mehr selbstbewusst als klassenbewusst. Er wollte sich von der allgemeinen Stimmung nicht unterkriegen lassen. Die Schäbigkeit und Hässlichkeit des Schauspiels stiessen ihn ab. Er wollte allein sein. Es widerstrebte ihm, seine Wunden öffentlich zur Schau zu stellen. Er sprach nur mit seinen Leidensgenossen, wenn er von einem von ihnen angesprochen wurde. Zu seiner Freude brauchte er nicht lange in dieser Gesellschaft auszuharren. Eine Firma in Esher suchte einen Schreiner, und der Buchhalter, ein Freund der Familie Brown, war von diesen auf Keir aufmerksam gemacht worden und riet ihm, sich um die Stelle zu bewerben. Keir wurde von Herrn Lamb, dem Mitinhaber der Firma Ellison & Lamb, einem noch jugendlichen Herrn, empfangen.

«Wie lange waren Sie in Ihrer letzten Stelle?» erkundigte sich Lamb.

«Fast zehn Jahre.»

«Weshalb wurden Sie entlassen?»

«Ich musste eine Heilstätte aufsuchen, und die Firma stellte inzwischen einen anderen Vorarbeiter ein. Jetzt bin ich wieder völlig gesund. Ich darf behaupten, in allem, was in mein Fach schlägt, erfahren zu sein.»

«Ihre frühere Firma war Miller & Hoad?»

«Ja.»

«Ich will es einen Monat mit Ihnen probieren. Sie erhalten Tariflohn, obwohl wir nicht der Gewerkschaft angehören. Wir haben gegenwärtig zwei Häuser in Auftrag. Aussenarbeit. Sind sie damit einverstanden, Smith?»

«Mit Freuden, Herr Lamb.»

Keir musste neun Kilometer zu seiner Arbeitsstätte radeln und abends wieder neun Kilometer nach Hause fahren. Das Mittagessen nahm er mit. Den Tee kochten die Arbeiter sich selber. Ellison & Lamb waren gut gestellt. Die Firma besass einen alten Ruf, und die Arbeiter waren noch Leute vom alten Schlag. Keir war überglücklich. Er wollte der Firma beweisen, was er zu leisten vermochte. Wie ein Berserker stürzte er sich in die Arbeit.

Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Neun Monate erzwungenen Müssigganges hatten seinen Muskeln die Elastizität geraubt, und ein Arbeitstag ist ein Arbeitstag. Schon nach wenigen Stunden fühlte Keir sich entsetzlich müde und kam abends erschöpft nach Hause, aber er war fest entschlossen, Sybille seine Erschöpfung nicht merken zu lassen.

«Oh, ich komme fein voran. Man muss sich nur erst wieder an die Arbeit gewöhnen. Vom Nichtstun rosten die Knochen ein wenig ein.»

Schiffe mit einer Ladung von über 5000 Tonnen untergegangen war, seine Tonnage nicht ersetzt wurde, die Umlaufzeit der schwedischen Dampfer eine beträchtliche Verlängerung erfuhr und noch einige andere Umstände ungünstig einwirkten.) Für die Schwerarbeiter, Staatsbeamten und andere Kategorien der hauptstädtischen Bevölkerung bestand eine tägliche Zusatzportion von 130 g. Wer diesen bevorzugten Klassen angehörte — und es war ein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung — bezog im Winter monatlich 10,5 kg Brot. Der durchschnittliche Verbrauch pro Kopf und Monat hatte allerdings vor dem Kriege 19 kg ausgemacht und die übrigen Lebensmittel waren damals viel leichter erhältlich gewesen. Das Brot wurde von uns ausserordentlich billig abgegeben, da nur die Kosten für die Schiffslöschung, das Mahlen, den Abtransport zur Bäckerei und das Backen zu decken waren und ein bescheidener Zuschlag zur Bestreitung der administrativen Auslagen hinzukam.

Um für jedermann in Athen eine tägliche, wenn auch sehr einfache Mahlzeit sicherzustellen, wurden pro Monat und Kopf rund 2,5 kg Lebensmittel ausgesetzt (Grütze, Weizenmehl, Maismehl, Teigwaren und Bohnen im Wechsel, je nach den vorhandenen Vorräten). Für 1,25 kg bezahlte der Bezüger 200—250 Drachmen, d. h. weniger als damals auf dem freien Markte eine Zitrone kostete.

Die Monatsration wurde der Bevölkerung auf zwei Wegen zugeführt: Bis Mitte November gingen alle Lieferungen an die Volksküchen. Von diesem Zeitpunkt an konnte jeder Einwohner Athens wählen, ob er weiterhin täglich einmal in einer Volksküche fassen oder zweimal monatlich durch den Spezereihändler seines Quartiers die Lebensmittel in natura beziehen wolle. Der Volksentscheid fiel eindeutig aus, denn während bis Mitte November 550'000 Erwachsene täglich zur Küche gewandert und dort Schlange gestanden hatten, waren es nachher nur noch 20'000. Alle andern — auch zahllose Bewohner ärmster Quartiere — gaben dem Spezereihändler den Vorzug, wie schwer es auch war, sich das Brennholz zu beschaffen. (Wer sich abends der Hauptstadt näherte, traf regelmässig Karawanen von Holzsammlern, die ausgezogen waren, um in primitiven, selbstgebauten Karren oder auf Eseln Brennholz, oft nur Wurzelwerk, herbeizuführen.) Nicht nur das ermüdende Wartenmüssen vor den Küchen und den Verteilungsstellen hatte die gewaltige Abwanderung zu den Spezereihändlern bewirkt, sondern auch das weitverbreitete Misstrauen gegen das Personal der Volksküchen war Antrieb geworden. So kam es, dass von Mitte November an fast die gesamte Bevölkerung der Hauptstadt — nicht nur die ehemaligen Klienten der Volksküchen, sondern auch alle jene, die nie zu ihnen gehört hatten — durch die Spezereihandlungen (rund 2500 an Zahl) ihre Bezüge machte.

Die Verpflegung der Kinder geschah auf der gleichen Basis wie die der Erwachsenen, nur dass jene darüber hinaus noch weitere Zuteilungen erhielten. Da aber über die Betreuung der Kinder in der schweizerischen Oeffentlichkeit bereits berichtet worden ist, soll sie hier übergangen werden.

Der monatliche Bedarf der Hauptstadt betrug in der ersten Zeit über 6000 Tonnen und überstieg später die Hälfte der monatlichen Einfuhrmenge.

Die administrativen Arbeiten, die der Commission de gestion und ihren Beamten aus der Versorgung der Hauptstadt erwuchsen, waren sehr umfangreich. Sie seien hier nur stichwortweise angedeutet: Belieferung der Bäckereien und Spezereihandlungen, Kontrolle der Bäckereien, der Volksküchen und der Lebensmittelverteilungen in natura, dass dabei das Kartensystem zur Anwendung gelangte, ist selbstverständlich.

Die Brotportion in den Provinzen stand auf 175 g, für Bergwerkarbeiter und einige andere Kategorien auf 270 g. Es wurde aber nur in wenigen Städten, wie in Saloniki und Chalkis, gebacken. In der überwiegenden Mehrheit zog es die Bevölkerung vor, das Mehl in Monatsrationen zu erhalten und es im Hause zu verarbeiten, sei es zu Brot oder noch häufiger zu Mehlspeisen. Das Misstrauen gegen die Bäcker führte zu dieser Haltung.

Der Abtransport erfolgte in der Hauptsache vom Piräus aus, wo die grossen Mühlen unter neutraler, fachmännischer Kontrolle für die Commission de gestion arbeiteten. Einzig Kreta, die grossen Inseln im Aegäischen Meer und Saloniki wurden periodisch durch je ein schwedisches Schiff direkt bedient. Eine weitere Dezentralisation war geplant, liess sich aber trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen. Die Sendungen ab Piräus gingen mit der Bahn, mit Segelschiffen (zu 40—80 Tonnen) und mit Camions vonstatten. Die Beschaffung der Transportmittel und notwendigen Bewilligungen verursachte tägliche Mühen und Sorgen. So ist es denn nicht verwunderlich, wenn das Transportprogramm für die Monate September bis Februar nur zu ⅔ ausgeführt werden konnte. Für die Brotversorgung war der Abtransport von 29'000 Tonnen Getreide, bzw. Mehl, vorgesehen, vollzogen wurde der von 20'000 Tonnen. (Das beste Resultat brachte der Januar mit 5600 Tonnen. Seither hat der Monat Juni mit 7600 Tonnen die Höchstleistung vollbracht.)

Da der kanadische Weizen unentgeltlich bis in den Piräus geliefert wurde, die nachherigen Auslagen aber zu Lasten der Empfänger gingen, musste sorgsam darauf geachtet werden, dass der Mehlpreis in den entfernteren Landesgegenden annehmbar blieb. Es wurde in verschiedenen Provinzen ein interner Preisausgleich geschaffen, d. h. die Hafen- oder Bahnorte verpflichteten sich, einen höheren Preis zu tragen, als an sich nötig gewesen wäre, um die benachbarten Berggegenden entsprechend zu entlasten. Im Laufe des Winters kam es dann zu einer gesamthaften Regelung: Die Commission de gestion übernahm die Transportkosten vom Piräus bis zu den Verteilungszentren in den Provinzen; die Empfänger hatten — abgesehen von dem Anteil an den allgemeinen Kosten (Löschung, Mahlvorgang, administratives Budget der Commission de gestion) — nur für die sekundären Transporte aufzukommen. Die Kasse der Kommission wurde dadurch erheblich mehr belastet, aber die zusätzliche Leistung wurde auf die allgemeinen Kosten abgewälzt und somit von allen Bezügern, d. h. von rund 3,3 Millionen, gleichmässig getragen, während vorher die entlegenen Bezirke im Nachteil gewesen waren. Vor dieser gesamthaften Regelung bewegte sich der Preis für 1,25 kg Mehl je nach Entfernung zwischen 150 und 500 Drachmen, nachher hielt er sich unter diesem Maximum. Auf dem freien Markte von Athen zahlte man für die gleiche Menge 8000 bis 12'000 Drachmen.

In den Provinzstädten und in besonders dürftigen Landgegenden waren Volksküchen im Betrieb. Sie erhielten von uns die gleichen Zuwendungen wie diejenigen der Hauptstadt (Sicherstellung einer einfachen, täglichen Mahlzeit). Im Laufe des Winters wurde in den Städten von über 10'000 Einwohnern die monatliche Verteilung der

---

Manchmal war er abends so müde, dass zwei bis drei Stunden verstrichen, ehe er einschlief. Und Keir lag wach und sorgte sich. Manchmal empfand er einen Hass auf seinen eigenen Körper. Würde ihn dieser verdammte Leib womöglich wieder im Stich lassen? Gerade jetzt, wo sich ihm eine Möglichkeit zu neuem Aufstieg bot!

Oh nein, er brauchte nur Zeit und Geduld. Er war immer ein zäher Mensch gewesen. Er musste sich nur an die Arbeit gewöhnen, dann würden seine Muskeln schon wieder ihre alte Spannkraft zurückgewinnen.

Damals konnte Keir sich noch nicht in die tragische Lage eines Mannes klar hineindenken, bei dem die Lungenschwindsucht zum Stillstand gekommen war. Aber bald merkte er, was es hiess, mit gesunden Leuten den Wettstreit auszuhalten. Vergeblich versuchte er, mit Männern gleichen Schritt zu halten, denen weder die Schnelligkeit des Marsches noch die Länge der Wegstrecke Mühe bereitete. Auch wenn sein Herz hämmerte, wenn der Atem ihm ausging, musste er durchhalten. Er durfte nicht schwach werden. Ein zweiter Zusammenbruch wäre verhängnisvoll gewesen.

Nach Ablauf von sechs Wochen stellte der Husten sich wieder ein.

Das Wetter war kalt und neblig, und die Fahrten in der kühlen Morgendämmerung und an den noch kälteren Abenden griffen ihn an. Er versuchte sich einzureden, nur der Nebel trüge an dem Husten Schuld. Auch seiner Frau gestand er nicht die Wahrheit.

«Zu viele Zigaretten», suchte er Sybille zu beruhigen.

Aber Sybille liess sich nicht täuschen.

«Du tätest besser, zum Doktor zu gehen.»

Er versprach es ihr, hielt aber sein Versprechen nicht. Er hatte Angst, den Arzt aufzusuchen. Verzweifelt klammerte er sich an den Gedanken, sein Husten wäre nur ein vorübergehendes Uebel, er würde verschwinden, sobald die Witterung sich besserte. Heimlich kaufte er eine Flasche Hustenmedizin bei einem Quacksalber und schluckte sie. Aber der Husten dauerte an. Seinen Mitarbeitern fiel sein eingefallenes, bekümmertes Gesicht auf.

«Du hast einen richtigen Friedhofhusten, Smith.»

«Ach, nicht der Rede wert, das kommt vom zu vielen Zigarettenrauchen.»

Die alten und nur allzu vertrauten Symptome begannen sich wieder einzustellen: Unbehagen, Atemlosigkeit, Auswurf, das Gefühl eines geheimen verzehrenden Fiebers in der Brust. Aber mit leidenschaftlicher Halsstarrigkeit vertuschte er seine Beschwerden und schuftete weiter. Er holte die Sputumflasche hervor und benutzte sie heimlich. Nur während der Arbeit wagte er das nicht, um sich nicht bei seinen Kameraden verdächtig zu machen. Ein dumpfer Fatalismus war über ihn gekommen. Was nützte es, nachzugeben, bloss um als armer kranker Schmarotzer weiterzuleben. Falls es ihm bestimmt wäre, zu sterben, so wollte er in den Sielen sterben; er wollte kämpfen, bis das Schicksal ihn zu Boden zwänge. Er hatte Angst vor seinen Kameraden, Angst, wieder auf die Strasse hinausgetrieben zu werden. Er wurde argwöhnisch, er fühlte sich beobachtet, er war überzeugt, die andern flüsterten hinter seinem Rücken:

«Der Mensch hat die Auszehrung. Er dürfte nicht mit uns zusammen arbeiten. Er steckt uns noch an.» (Fortsetzung folgt.)